



Aus Freude am Lesen

Madrid, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs: Ignacio Abel, ein erfolgreicher Architekt, beginnt eine leidenschaftliche Affäre mit der attraktiven Amerikanerin Judith Biely. Als Ignacios Frau das Verhältnis entdeckt, versucht sie, sich umzubringen. Judith, geschockt und geplagt von Gewissensbissen, verschwindet spurlos. Auf der Suche nach ihr irrt Ignacio durch die Straßen von Madrid, in denen die politische Lage sich zuspitzt. Wie durch ein Wunder gelingt es ihm, einem Erschießungskommando zu entkommen und nach Amerika zu fliehen. Dort trifft er überraschend Judith wieder, mit der er eine letzte Nacht verbringt, die große »Nacht der Erinnerungen«.

ANTONIO MUÑOZ MOLINA wurde 1956 im andalusischen Úbeda geboren. Sein belletristisches Werk ist vielfach preisgekrönt; so wurde er beispielsweise gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet. 1995 wurde er in die Königlich Spanische Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. Muñoz Molina lebt derzeit in Madrid und New York City, wo er bis 2006 das Instituto Cervantes leitete.

Antonio Muñoz Molina

Die Nacht der
Erinnerungen

Roman

*Aus dem Spanischen
von Willi Zurbrüggen*

btb

Für Elvira

»Was ich jetzt bin, verdanke ich Dir.«

Ford Madox Ford, *Die allertraurigste Geschichte*

»In den spanischen Ereignissen sehe ich eine Beleidigung, einen Umsturz der Intelligenz, eine völlige Entfesselung des tierhaften, ungebildeten Primitivismus, der die Grundfesten meiner Vernunft erschüttert. Mein Verstand rät mir, mich dem Konflikt zu verweigern, mich abzuwenden von allem, was die Vernunft missbilligt. Ich kann es nicht. Der trauernde Spanier in mir setzt sich immer wieder durch. Diese freiwillige Unterwerfung ist ein Teil von mir, niemals kann ich ein Entwurzelter sein. Alles Spanische empfinde ich als etwas Persönliches, und noch das Verächtlichste muss ertragen werden wie eine unangenehme Krankheit. Das hindert einen aber nicht, die Krankheit zu kennen, an der man stirbt; genauer gesagt, an der wir gestorben sind. Denn alles, was wir heute über das Geschehene sagen können, klingt nach Jenseits.«

Manuel Azaña

»Sollte es stimmen, dass das Vaterland zerstört, das Leben ausgesetzt, alles in der Schwebe ist?«

Pedro Salinas

1 Inmitten des Trubels der Pennsylvania Station ist Ignacio Abel stehen geblieben, als er jemanden seinen Namen rufen hört. Zuerst sehe ich ihn von ferne in der zu den Zügen strömenden Menge, zwergenhaft im Vergleich zur Architektur ringsum, eine männliche Gestalt, die sich nicht von anderen unterscheidet, wie auf einer Fotografie aus jener Zeit: leichte Übergangsmäntel, Trenchcoats und Hüte; Damenhüte mit schräger Krempe und kleinen Federn an der Seite; rote Schirmmützen von Gepäckträgern und Schaffnern; undeutliche Gesichter in der Ferne; offene Mäntel mit wehenden Schößen des rasch Dahinschreitenden; sich begegnende Menschenströme, die jedoch nie zusammenstoßen. Jeder Mann und jede Frau eine Gestalt, die den anderen ähnelt und dennoch eine Identität besitzt, so einzigartig wie der Weg, den sie nimmt, um an ihr Ziel zu gelangen: Richtungspfeile, Tafeln mit Ortsnamen und Abfahrts- und Ankunftszeiten, hallende Eisentreppen, die unter dem Ansturm der Schritte erbeben; Uhren, die von eisernen Bögen hängen oder vertikale Anzeigetafeln mit großen Kalenderblättern krönen, auf denen schon von ferne das Datum abzulesen ist. Man sollte sich alles genau merken: Die Buchstaben und Zahlen, vom gleichen tiefen Rot wie die Mützen der Eisenbahnbediensteten, zeigen einen Tag gegen Ende Oktober 1936. Auf den beleuchteten Zifferblättern der Uhren, die wie Fesselballons hoch über den Köpfen der Menschen hängen, ist es zehn vor vier am Nachmittag. Zu dieser Zeit geht Ignacio Abel durch die Bahnhofshalle, einen luftigen Raum mit Marmor, hohen Eisenkonstruktionen und rußigen Bogenfenstern, durch die ein gelbliches Licht herein-

fällt, in dem flirrender Staub und der Klang von Stimmen und Schritten träge dahintreiben.

Ich habe ihn immer deutlicher gesehen, wie er aus dem Nichts auftauchte, aus dem Nirgendwo kommend wie aus einem Gedankenblitz heraus, mit dem Koffer in der Hand und ermüdet vom Hinaufsteigen der von den schrägen Schattten der Marmorsäulen schraffierten Treppe, benommen von der maßlosen Weite, in die er eintritt und in der rechtzeitig seinen Zug finden zu können er sich nicht ganz sicher ist. Ich habe ihn unter all den anderen erkannt, unter denen er nicht auffällt in seinem dunklen Anzug, dem gleichfalls dunklen Regenmantel und Hut. Seine Kleidung ist europäischen Schnitts und für die Stadt und die Jahreszeit vielleicht etwas zu formell, genau wie der Koffer in seiner Hand, solide und teuer, aus Leder, doch ziemlich abgenutzt schon nach all dem Reisen, mit Aufklebern von Hotels und Reedereien, mit Kreideresten von Zollabfertigungen; ein Koffer, der schwer in seiner vom Umklammern des Tragegriffs schmerzenden Hand hängt und für eine so lange Reise dennoch unzureichend scheint. Mit der Präzision eines Polizeiberichts oder eines Traums nehme ich alle Einzelheiten der Wirklichkeit wahr. Ich sehe sie in dem Moment vor mir auftauchen und Gestalt annehmen, als Ignacio Abel mitten im Geschiebe der Menge einen Augenblick stehen bleibt und sich umdreht wie einer, der gehört hat, dass man seinen Namen ruft. Vielleicht hat ihn jemand gesehen und sagt oder ruft seinen Namen, um über dem Tumult gehört zu werden, der von Marmorwänden und Eisengewölben widerhallt, über dem tönenden Wirrwarr von Stimmen, Schritten, kreischenden Lokomotiven, vibrierenden Böden, dem blechernen Echo der Lautsprecherdurchsagen und den Rufen der Zeitungsverkäufer, die die Abendblätter feilbieten. Ich erforsche seine Gedanken genauso wie seine Taschen und das Innere seines Koffers. Ignacio Abel betrachtet die Titelseiten der Zeitungen stets in der Erwartung und der

Furcht, eine Schlagzeile zu lesen, in der das Wort Spanien, das Wort Krieg oder der Name Madrid auftaucht. Ebenso schaut er auf die Gesichter aller Frauen eines bestimmten Alters und Äußeren in der unvernünftigen Hoffnung, der Zufall führe ihn zu einem Wiedersehen mit seiner verlorenen Geliebten, Judith Biely. In Bahnhofshallen und auf Bahnsteigen, in Wartesälen von Häfen, auf den Bürgersteigen von Paris und New York hat er sich durch ganze Wälder von unbekanntem Gesichtern geschlagen, die ihm im Geiste immer noch entgegenkommen, wenn ihm abends die Augen zufallen. Gesichter und Stimmen, ganze Sätze auf Englisch, zufällig aufgeschnappt, die wie Wortbänder in der Luft hängen. *I told you we were late but you never listen to me and now we are gonna miss that goddamn train*: Auch diese Stimme schien ihn gemeint zu haben, der immer so langsam ist in seinen praktischen Entscheidungen, so unbeholfen unter all den Menschen, mit seinem Koffer in der Hand, seinem unauffälligen, abgetragenen europäischen Anzug, der an Leichenbegängnisse denken lässt, ganz wie der seines Freundes, Professor Rossmann, als er in Madrid auftauchte.

In der Briefftasche, die die rechte Innentasche seines Mantels ausbeult, bewahrt er ein Foto von Judith Biely auf und eines von seinen Kindern, Lita und Miguel, beide lächelnd, aufgenommen an einem Sonntagmorgen vor wenigen Monaten: die auseinandergerissenen Hälften seines Lebens, die früher unvereinbar waren und jetzt beide für ihn verloren sind. Ignacio Abel weiß, dass man Fotografien nicht zu lange betrachten darf, weil die Erinnerung dann abstrakt wird. Den Gesichtern kommt ihre Einzigartigkeit abhanden, wie dem von einem Liebhaber gehüteten Stück Intimwäsche der begehrte Geruch derer, die es getragen hat. Auf den Fotos in den Polizeiarchiven von Madrid haben sich die Gesichter der Toten, der Ermordeten, so vollständig verändert, dass sich nicht einmal die nächsten Angehörigen sicher sind, sie wiederzuerkennen. Was werden seine Kinder sehen, wenn sie in dem von ihrer Mutter

so sorgsam geführten Familienalbum das Gesicht suchen, das sie seit drei Monaten nicht mehr gesehen haben und welches, falls sie es überhaupt jemals wiedersehen, nicht mehr das sein wird, an das sie sich erinnern? Der Vater ist geflohen, wird man ihnen sagen, ein Deserteur, der sich davongemacht, eines Sonntagabends den Zug genommen und so getan hat, als sei alles wie immer, als könnte er ohne Weiteres am nächsten Samstag zum Haus in den Bergen zurückkehren (obwohl er, wenn er geblieben wäre, jetzt wahrscheinlich tot wäre).

Ich sehe ihn in der Halle stehen, hochgewachsen, fremd, hagerer als auf dem Foto in seinem Reisepass, das Anfang Juni erst und dennoch in einer ganz anderen Zeit aufgenommen wurde; vor dem blutigen, dem wahnsinnigen Sommer von Madrid und dem Beginn dieser Reise, die vielleicht in wenigen Stunden endet. Er bewegt sich unsicher, verschreckt und wie verstohlen unter all diesen Leuten, die genau wissen, wohin sie wollen, die energisch auf ihn zukommen, mit einer kraftvollen Entschlossenheit in den Schultern, mit vorgeschobenem Kinn und federnden Schritts. Er hat eine unwahrscheinliche Stimme seinen Namen rufen hören und ist stehen geblieben, hat sich umgedreht und im selben Augenblick schon gewusst, dass niemand ihn gerufen hat, und trotzdem liegt diese unwillkürliche Hoffnung in seinem Blick, der nur auf die ärgerlichen Gesichter jener trifft, die sich seinetwegen auf ihrem geraden Weg aufgehalten sehen, große Männer mit hellen Augen und erhitzten Gesichtern, die auf Zigarren kauen. *Don't you have eyes on your face you moron?* Die Feindseligkeit dieser Fremden ist jedoch ohne Blick. Im Madrid dieser Tage einem durchdringenden Blick rechtzeitig ausweichen, kann lebensrettend sein. Bloß nicht ängstlich wirken, denn das macht dich automatisch verdächtig! Die gehörte oder in einer akustischen Fata Morgana nur eingebildete Stimme hat ihn aufgeschreckt wie jemanden, der eingenickt ist, eine Treppenstufe übersehen zu haben glaubt und mit einem Ruck

auffährt oder jetzt ganz in den Traum eintaucht. Aber er hat seinen Namen deutlich gehört, nicht gerufen von jemandem, der den Lärm der Menge übertönen will, sondern mit leiser Stimme gesprochen, geflüstert fast, *Ignacio, Ignacio Abel*, von einer Stimme, die ihm zwar bekannt vorkommt, die er aber nicht zuordnen kann, noch nicht. Er weiß nicht einmal, ob es die Stimme eines Mannes oder einer Frau, die eines Toten oder eines Lebenden ist. In Madrid hat er vor der verschlossenen Wohnungstür einmal eine heiser flehende Stimme seinen Namen rufen hören, und er hat keinen Laut von sich gegeben, hat die Luft angehalten, sich nicht gerührt in der Dunkelheit und die Tür nicht geöffnet.

Seit Monaten schon kann man sich bestimmter Dinge nicht mehr sicher sein, zum Beispiel ob jemand, an den man sich gut erinnert, den man vor ein paar Tagen oder einigen Stunden erst gesehen hat, noch lebt. Früher hatten Leben und Tod deutlicher markierte, weniger fließende Grenzen. Andere werden nicht wissen, ob er, Ignacio Abel, noch lebt oder schon tot ist. Man schreibt Briefe oder Postkarten und weiß nicht, ob sie ihren Empfänger noch erreichen, und wenn sie ankommen, ob der, für den sie bestimmt sind, dann noch lebt oder unter der angegebenen Adresse noch wohnt. Man wählt eine Telefonnummer, und am anderen Ende der Leitung meldet sich niemand, oder es meldet sich eine unbekannte Stimme. Man nimmt den Hörer ab, weil man dringend etwas mitteilen oder erfahren will, und die Leitung ist tot. Man dreht einen Wasserhahn auf, und es kommt vielleicht kein Wasser mehr. Ehemals selbstverständliche Verrichtungen unterlässt man, weil alles ungewiss ist. Straßen in Madrid, durch die man immer gegangen ist, enden plötzlich vor einer Barrikade oder in einem Schützengraben oder sind nach der Explosion einer Bombe von Geröllmassen versperrt. Man biegt um eine Straßenecke und erblickt im ersten Licht des Tages den schon starren Körper eines Menschen an einer Hauswand, die Augen

im fahlen Gesicht noch halb offen, entblößte Zähne hinter den wie zu einem Lächeln verzerrten Lippen, die obere Hälfte des Schädels von einem Schuss aus nächster Nähe weggerissen. Mitten in der Nacht klingelt das Telefon, und man fürchtet sich, den Hörer abzunehmen. Das Geräusch des Fahrstuhls, der sich in Bewegung gesetzt hat, oder das Schrillen der Türklingel durchdringt die Nacht, und man weiß nicht, ob es wirkliche Gefahr bedeutet oder ob es nur ein Albtraum ist. Fern von Madrid, fern der schlaflosen Nächte und Monate der Angst erinnert sich Ignacio Abel immer noch im Präsens. Auf die verbale Zeit der Furcht hat die Entfernung keinen Einfluss. In dem Hotelzimmer, in dem er die letzten vier Nächte verbracht hat, weckte ihn der Lärm von feindlichen Fliegern; er riss die Augen auf, und es war nur das Rattern der Hochbahn. Immer noch hört er die Stimmen: Wer hat seinen Namen gerufen, gerade eben, als ich ihn mit offenem Mantel und dem Koffer in der Hand innehalten sah, mit dem ängstlichen Gesichtsausdruck eines Menschen, der auf Uhren und Anzeigentafeln schaut und seinen Zug zu verpassen fürchtet?, welche nicht vorhandene Stimme hat den Lärm des wirklichen Lebens übertönt und ihn gerufen, ihn gedrängt, noch schneller zu laufen oder stehen zu bleiben, umzukehren und zurückzugehen, *Ignacio, Ignacio Abel?*

Jetzt sehe ich ihn viel besser, isoliert im Augenblick des Stillstands, umgeben von schroffen Gesten, feindseligen Blicken derer, die genau wissen, wohin sie gehen, die müde aus ihren Büros kommen, eilig zu ihren Zügen wollen, getrieben von Verpflichtungen, gefangen in den Spinnennetzen persönlicher Beziehungen. Beziehungen, die ihm jetzt abhandengekommen sind wie einem Vagabunden oder Verrückten, obwohl er einen ordnungsgemäßen Pass in der Tasche hat und eine Fahrkarte in der linken Hand hält, der, die nicht den Koffer trägt, den europäisch aussehenden, vom vielen Reisen abgewetzten,

aber immer noch vornehmen Koffer mit bunten Aufklebern von Hotels und Überseedampfern, die ich ebenfalls erkennen kann, wenn meine Aufmerksamkeit wie ein Vergrößerungsglas wirkt, wie die erschöpften und unersättlichen Augen von Ignacio Abel. Ich sehe die Hand, die den ledernen Koffergriff umschließt, nehme die übermäßige Spannung wahr, mit der sie ihn umklammert, den Schmerz in den Gelenken, die diesen Griff seit über zwei Wochen ständig wiederholen, seit diese hochgewachsene Gestalt eines Mannes mittleren Alters, die in der Menschenmenge hier fast untergeht, nachts allein durch eine Straße in Madrid ging, in der die Straßenlaterne ausgeschaltet waren oder das Glas zerschlagen oder blau übermalt worden war und das einzige Licht durch die Ritzen der verrammelten Läden einiger Fenster fiel. Dieselbe Silhouette, ausgeschnitten aus dem Bild der Pennsylvania Station und in eine Straße von Madrid geklebt, die Alfonso XII vielleicht (ihr Name wurde geändert, und eine Zeit lang hieß sie Niceto Alcalá-Zamora; jetzt wurde er aufs Neue geändert und heißt Reforma Agraria), auf den Gehweg mit den Hauseingängen gegenüber dem Retiro-Park vor zwei oder drei Wochen, wie sie in Richtung Atocha-Bahnhof geht, so nah an den Hauswänden entlang, dass der Koffer ab und zu gegen die Mauern schrammt, als wolle sie mit den Schatten eins werden, vor allem, wenn in der Stille der Ausgangssperre das Geräusch eines näher kommenden Autos zu hören ist, was nur Gefahr bedeuten kann, auch wenn alle Papiere in Ordnung, alle Dokumente mit Unterschriften und Stempel versehen sind. Man müsste das genaue Datum der Abreise kennen, aber nicht einmal er selbst weiß, wie viele Tage er bereits unterwegs ist, und die Zeit entfernt sich rasenden Schritts von der Vergangenheit. Eine Stadt im Dunkeln, belagert von der Angst, von Schlachtenlärm erschüttert, erbebend unter dem Brummen sich nähernder Flugzeuge, das vorerst noch klingt wie das Grollen eines fernen Gewitters. Er hat auf eine der

Uhren geschaut, die an den Eisenkonstruktionen hängen, und errechnet, dass es in Madrid seit mehreren Stunden Nacht ist, eben jetzt, als er stehen geblieben ist, weil eine Stimme seinen Namen gerufen hat, als der Minutenzeiger mit einem auf all den beleuchteten Zifferblättern identischen Ruck von zweiundfünfzig auf dreiundfünfzig rückt, ein Beben der Zeit wie ein banger Herzschlag, der Schritt ins Leere, wenn einen die Müdigkeit übermannt.

Sieben Minuten vor vier; um vier geht sein Zug, und er hat immer noch keine Ahnung, wohin er gehen muss, welche Richtung von den vielen möglichen, die sich in der Menschenmenge andeuten wie Strömungen auf einer Wasseroberfläche, jene ist, die ihn an sein Ziel bringt. Wie in einem Wachtraum kann ich jetzt sein Gesicht ganz aus der Nähe sehen, so wie er es am Morgen im Spiegel gesehen hat, vor dem er sich rasieren wollte, nachdem er mit der Handfläche das beschlagene Glas abgewischt hat im Bad seines Hotelzimmers, in dem er die letzten vier Nächte verbracht hat und in das er nie wieder zurückkehren wird. Die Türen schließen sich jetzt für immer hinter ihm, und seine Gegenwart verschwindet spurlos von den Orten, an denen er sich aufgehalten hat, wie wenn er auf dem Hotelflur um eine Ecke biegt und es schon ist, als wäre er dort nie gewesen. Ich habe gesehen, wie er sich heute Morgen vor dem Spiegel über dem Waschbecken rasiert hat, in dem Hotelzimmer, aus dem er endlich ausziehen konnte, wie er aus dem einige Stunden zuvor erhaltenen Telegramm erfahren hatte, das jetzt geöffnet auf dem Nachttisch neben der Brieftasche, der Lesebrille und dem Brief lag, der ihm gestern Nachmittag ausgehändigt wurde und den er nach dem Durchlesen beinahe zerrissen hätte. *Geschätzter Ignacio wie geht es dir den Kindern und mir geht es gut was in diesen Zeiten nicht wenig ist wenngleich es dich anscheinend kaum gekümmert hat was aus uns geworden ist.* Das Telegramm wiederum enthält eine kurze Entschuldigung für das lange Warten und Informationen

über den Zug, den er nehmen muss, die Abfahrtszeit und den Ankunftsbahnhof, an dem er abgeholt werden wird. Der Brief wurde vor fast drei Monaten geschrieben und abgeschickt und hat ihn in diesem New Yorker Hotel aufgrund einer Reihe von Zufällen erreicht, die sich ihm nicht ganz erschließen wollen, als wäre diese postalische Hartnäckigkeit von demselben Groll beseelt gewesen, der auch aus den geschriebenen Worten spricht (einem Groll oder etwas anderem, das er nicht beim Namen nennen will oder kann). Nichts ist mehr so wie es war, und es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass die Dinge nach dem Umsturz wieder zu ihrem alten Lauf zurückfinden könnten. Ein aus einem Dorf in den Bergen nach Madrid geschickter Brief geht verloren und braucht nicht zwei Tage, sondern drei Monate, um anzukommen, nachdem er bei einer Niederlassung vom Roten Kreuz in Paris und einem Postamt in Spanien gelandet ist, wo ihm jemand mehrmals den Stempel *Empfänger unbekannt* aufgedrückt hat.

So kurz erst ist Ignacio Abel von zu Hause fort, und schon ist er ein Unbekannter. Ich sehe den Brief unter der brennenden Nachttischlampe in dem düsteren Hotelzimmer, in dem man regelmäßig das Rattern einer Hochbahn hört. Ignacio Abel packte wieder einmal seinen Koffer, der aufgeklappt auf dem Bett lag, rasierte sich sorgfältiger als an den vergangenen Tagen, weil er nun wusste, dass er erwartet wurde, dass kurz vor sechs am Abend jemand an einem Bahnsteig stehen und unter den aussteigenden Fahrgästen sein Gesicht zu erkennen suchen würde, auf einem Bahnhof mit einem merkwürdig deutsch klingenden Namen, der jetzt auf seiner Fahrkarte steht: Rhineberg. Dort wird er aussteigen, und jemand wird ihn erwarten, und indem dieser Jemand seinen Namen ausspricht, wird er ihm einen Teil seiner ausgesetzten Existenz zurückgeben. Ihm liegt viel daran, nicht nachzugeben, nicht aufzugeben, jede Winzigkeit seines inneren Widerstands gegen die Zermürbung der Einsamkeit und der langen Reise zu

erhalten, so wie man bei einer Architekturzeichnung oder beim Zurechtsägen und Abschmiegeln eines Holzklötzchens des maßstabgetreuen Modells auf in der Praxis zu vernachlässigende Kleinigkeiten achtet. Man muss sich jeden Morgen rasieren, auch wenn die Rasierseife zu Ende geht, das Messer seine Schärfe verliert und der Rasierpinsel seine Haare. Man muss darauf achten, dass der Hemdkragen sauber bleibt. Aber er hat nur drei Hemden, und die verschleißen zusehends vom vielen Waschen, die Manschetten- und Kragenränder vor allem, die am meisten der Reibung ausgesetzt sind, mit wund gescheuerter oder verschwitzter Haut in Berührung kommen. Die Hosenträger fransen aus, die Schnürsenkel werden dünner und zerreißen irgendwann beim Binden. Beim Zuknöpfen des Hemdes heute Morgen stellte er fest, dass sich ein Knopf gelöst hatte, und selbst wenn er ihn wiederfände, wäre er nicht imstande, ihn anzunähen.

Ich sehe Ignacio Abel, als sähe ich mich selbst, mit seiner manischen Aufmerksamkeit für jedes Detail, seinem nie nachlassenden Bestreben, alles zu erfassen, und seiner Furcht, etwas Entscheidendes zu übersehen, seiner Angst vor dem schnellen Verrinnen der Zeit, ihrer bedrückenden Langsamkeit, wenn sie Warten heißt. Er betastet sein Gesicht nach dem Rasieren, reibt es mit einem Wasser aus dem fast leeren Fläschchen ein, das er mit sich führt, seit er Madrid verlassen hat, und ich spüre die Berührung meiner Finger auf meiner eigenen Haut. Im Lauf der Reise wird alles schlechter oder geht verloren, es fehlt an Zeit, Dinge zu ersetzen, oder man weiß nicht, wie, und auch nicht, wie lange es noch dauert, bis man an sein Ziel gelangt, wie lange das Geld noch reicht, die Scheine in der Brieftasche, die Münzen in der Hosentasche, die mit dem Kleingeld anderer Länder durcheinandergeraten und den kleinen Dingen, die man ohne besonderen Grund aufbewahrt und die irgendwann unterwegs verloren gehen: U-Bahn- oder Telefonmünzen, eine Zugfahrkarte oder eine nicht benutzte Briefmarke, eine Eintrittskarte

fürs Kino, in dem man vor dem Regen Unterschlupf suchte und einen Film sah, den man nicht verstand. Ich will diese Dinge aufzählen, so wie er es in vielen Nächten tut, wenn er in sein Hotelzimmer zurückkehrt, wenn er den Inhalt seiner Taschen methodisch auf dem Tisch ausbreitet, wie er es auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers in Madrid getan hat, in seinem Büro in der Universitätsstadt; ich will die Taschen von Ignacio Abel mit seinen eigenen Fingern durchwühlen, das Schweißband seines Hutes und das Futter seiner Jacke abtasten; ich will in der Manteltasche das nutzlose Klimpern von Schlüsseln hören, die in die Schlösser seiner Wohnung in Madrid passen. Ich will jeden Gegenstand kennen und jedes Stück Papier, das er auf dem Nachttisch und dem Garderobentisch seines Hotelzimmers zurückgelassen hat, all die Gegenstände, die er hastig eingesteckt hat, als er zur Pennsylvania Station aufgebrochen ist, und die, die jetzt zurückbleiben und im Papierkorb landen, in den das Zimmermädchen sie wirft, welches das Bett macht und das Fenster öffnet, um die nach Ruß und Fluss, nach Wäscherei und fettiger Küche riechende Oktoberluft hereinzulassen: vergängliche Dinge, in denen ein Vorkommnis, ein unauslöschlicher Moment enthalten ist, der Name eines Kinos, der Beleg von einem Imbiss in einer Cafeteria, ein Kalenderblatt mit einem bestimmten Datum und einer hingekritzelter Telefonnummer auf der Rückseite.

In einer Schublade seines Schreibtisches, die er stets verschlossen gehalten hat, verwahrte er Judith Bielys Briefe und Fotos, aber auch Kleinkram, der mit ihr zu tun oder ihr einmal gehört hatte. Eine Streichholzschachtel, einen Lippenstift, einen Untersetzer aus der Bar des Palace Hotels mit dem Abdruck des Glases, aus dem Judith Biely getrunken hatte. Die Seele der Menschen findet man nicht auf Fotos, sondern in den kleinen Dingen, die sie angefasst haben, denen die Wärme ihrer Handflächen zuteilgeworden ist. Mithilfe der Lesebrille suchte er ihren Namen in den winzigen Einträgen des Telefon-

buchs von Manhattan und war gerührt, als er ihn unter all den fremden Namen tatsächlich fand, als hätte er in einer Menschenmenge ein vertrautes Gesicht entdeckt, eine vertraute Stimme gehört. Ähnlich klingende Namen verkomplizierten die Suche: Bily, Bialy, Bieley. In einer der hölzernen Telefonkabinen hinten in der Hotelhalle verlangte er die Nummer, die hinter dem Namen Biely stand, und lauschte dem Freizeichen mit pochendem Herzen, fürchtete, genau in dem Augenblick aufzulegen, in dem jemand abnahm. Doch die Telefonistin sagte ihm, dass niemand antworte, und er hockte mit dem Hörer in der Hand in der Telefonkabine, bis ärgerliches Klopfen an der Glasscheibe ihn aus seinen Gedanken riss.

Was zählt, ist extreme Genauigkeit. Nichts, was wirklich ist, ist vage. Im Koffer führt Ignacio Abel sein Architektendiplom mit sich, unterschrieben von den Professoren Walter Gropius und Karl Ludwig Rossmann im Mai 1924 in Weimar. Er kennt den Wert der exakten Messungen und der Berechnungen von Materialwiderstand, des Gleichgewichts zwischen gegenläufigen Kräften, die ein Gebäude am Stehen halten. Was mag aus dem Ingenieur Torroja geworden sein, mit dem er sich so gern über die physikalischen Grundlagen des Bauens unterhalten und von dem er beunruhigende Dinge über die letzte Substanzlosigkeit der Materie gelernt hat, die irrsinnige Unruhe von Partikeln im leeren Raum. Die Skizzen in dem Heft, das er in einer seiner Taschen dabei hat, wären nichts wert, wenn die Disziplin der Physik und Geometrie nicht ihr Licht auf sie würfe. Wie lauteten die Worte von Juan Ramón Jiménez, die als Synthese einer Abhandlung über die Architektur gelten konnten? *Das Reine, Richtige, auf den Punkt Gebrachte, die Synthese*. Ignacio Abel hatte sie auf einen Zettel notiert und bei seinem Vortrag vorgelesen, den er im vergangenen Jahr im Studentenheim gehalten hatte, am 7. Oktober 1935. Nichts passiert in einer abstrakten Zeit oder einem leeren Raum. Ein Bogen ist ein auf einem Blatt Papier gezogener Strich und

die Lösung einer mathematischen Aufgabe, Schwere durch das Zusammenspiel gegenläufig wirkender Kräfte in Leichtigkeit verwandelt; visuelles Nachdenken wird zu bewohnbarem Raum. Eine Treppe ist eine künstliche Form, ebenso notwendig und ebenso puristisch wie die Spirale einer Seemuschel, so organisch wie die verästelten Nervenstränge eines Blattes. An jenem Ort, an dem Ignacio Abel noch nicht gewesen ist, wird sich auf der Kuppe eines bewaldeten Hügels das weiße Gebäude einer Bibliothek erheben, das in seinem Geiste und seinem Skizzenbuch bereits existiert.

Unter den eisernen Bögen und den Fensterwölbungen der Pennsylvania Station, in der von Staub und Qualm durchwogten und vom Brausen konkaver Räume erfüllten Luft zeigen die Uhren eine präzise Zeit: Der Minutenzeiger ist mit einem für das Auge kaum wahrnehmbaren Zucken auf fünf Minuten vor vier vorgerückt. Die Fahrkarte, die Ignacio Abel in der etwas schwitzenden Linken hält, gilt für einen Zug, der um Punkt vier von einem Gleis abfährt, das er immer noch nicht gefunden hat. In der Innentasche seines Mantels steckt der Reisepass, der am Morgen auf dem Nachttisch neben der Brieftasche und einer beschriebenen und frankierten Ansichtskarte lag, die er später in den Hotelbriefkasten zu werfen vergessen hat und die jetzt in seiner Jackentasche steckt zusammen mit dem Brief, den er eigentlich in kleine Stücke reißen wollte. *Zwei Kinder die im schwierigsten Alter und in diesen Zeiten in denen wir leben ohne Vater aufwachsen und die ich jetzt ganz allein durchbringen muss.* Die Ansichtskarte zeigt ein koloriertes Foto vom Empire State Building bei Nacht, mit Reihen erleuchteter Fenster und einem Zeppelin, der an der Spitze des mächtigen stählernen Masts verankert ist. Immer wenn er auf Reisen war, hat er seinen Kindern täglich eine Ansichtskarte geschickt. Diesmal ebenfalls, obwohl er nicht weiß, ob sie ihre Adressaten überhaupt noch erreichen. Wie eine Beschwörung schreibt er Namen und Anschrift, als würde er mit der Beharr-

lichkeit des Postkartenschreibens verhindern können, dass sie verloren gehen, so wie ein Pfeil, der von der Sehne schnell und sein Ziel erreicht, oder der tiefe Groll, mit dem seine Frau im Brief ihre Klagen aneinanderreicht. *Liebe Lita, lieber Miguel, hier seht Ihr das höchste Gebäude der Welt. Wie gern säße ich mit Euch in einem Zeppelin, dann könnten wir uns New York von oben ansehen.* Im Tintenblau der Ansichtskarte steht ein gelber Vollmond, und Scheinwerfer richten ihre konischen Strahlen auf die futuristische Silhouette des Zeppelins.

Postkarten und Briefe verirren sich heute in der aufgewühlten Geografie des Krieges oder verspäten sich und kommen erst an, wenn der, der auf sie wartet, schon tot ist, oder wenn unter der Adresse auf dem Umschlag niemand mehr wohnt. Adelas Brief und das Telegramm haben Ignacio Abel vorübergehend aus seiner fortschreitenden Nichtexistenz in dem Hotelzimmer gerettet, in dem vier Tage lang das Telefon nicht geläutet und niemand auch nur das beiläufigste Gespräch mit ihm angeknüpft hat. Er trägt sie in irgendeiner Tasche seines Mantels oder seiner Jacke bei sich: das Telegramm mit dem späten Willkommensgruß von Professor Stevens, dem Vorsitzenden der Abteilung Architektur und Kunst im Burton College, und den Brief, auf dem er durch eine von Wunschenken getragene optische Täuschung die Handschrift Judith Bielys für ein paar Sekunden genauso deutlich erkannt hat wie in der Pennsylvania Station die Stimme, welche die ihre hätte sein können. Die Schrift weist jedoch keinerlei Ähnlichkeit auf. Gestern Abend hat Ignacio Abel, bevor er das Licht ausschaltete, Adelas Brief ganz gelesen und dann wieder in den Umschlag gesteckt, ihn auf den Nachttisch neben Reisepass, Brieftasche und Lesebrille gelegt und mühelos der Versuchung widerstanden, ihn in kleine Stücke zu zerreißen. In der unvollkommenen Dunkelheit des Hotelzimmers, eingehüllt im heiseren Vibrieren der Stadt, das ihn umfing wie das unablässige Stampfen der Schiffsmotoren während seiner

sechstägigen Fahrt über den Atlantik, sah Ignacio Abel die altmodisch anmutende Schrift seiner Frau an seinem inneren Auge vorüberziehen, und in der Schlaflosigkeit nahmen die Wörter des Briefes den eintönigen Klang ihrer Stimme, mit der sie Vorwürfe auflistete, an und zugleich den einer eigenartigen Zärtlichkeit, die unzerstörbar war und der er sich nicht zu entziehen vermochte.

Nach Tagen des Wartens beschleunigt sich die Zeit jetzt wieder auf beängstigende Weise. Es war fast halb vier, als er noch in seinem Hotelzimmer auf die Uhr schaute, und um vier fährt der Zug nach Rhineberg ab. Die Zeit ist ihm so davongelaufen, dass er den Koffer auf dem Bett zuknallte und erst, als er schon die Tür aufriss, bemerkte, dass der Reisepass noch auf dem Nachttisch lag. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken bei dem Gedanken, dass er beinah ohne ihn losgegangen wäre. In der Unachtsamkeit einer Sekunde lauert das Ausmaß einer Katastrophe. Es fehlte vielleicht weniger als eine Minute, dann wäre er umgebracht worden in jener Nacht Ende Juli, von der er oft träumt und in der eine Stimme, die in der Dunkelheit seinen Namen aussprach, ihn gerettet hat. *Ganz ruhig, Don Ignacio, alles in Ordnung.* Der blaue Pass mit dem Wappen der Spanischen Republik war ihm Mitte Juni ausgestellt worden; das Jahresvisum für die Vereinigten Staaten trägt ein Datum von Anfang Oktober (doch alles dauerte so lange, dass er das Gefühl hatte, niemals anzukommen). Das Foto ist das eines kräftigeren, nicht unbedingt eines jüngeren, wohl aber weniger scheu und unsicher dreinschauenden Mannes, dessen Blick zwar immer etwas Verstohlenes haben wird, jetzt jedoch offen ins Objektiv der Kamera gerichtet ist, mit einem Hauch von Hochmut sogar, der noch unterstrichen wird durch den ausgezeichneten Schnitt seiner Jacke, in deren Brusttasche ein sauber gefaltetes Tüchlein und die Kappe eines Füllfederhalters zu sehen sind, durch den Seidenglanz der Krawatte, der sichtbaren Qualität des maßgeschneiderten Hemdes. An den Grenz-

posten, die Ignacio Abel in den vergangenen Wochen passiert hat, haben die Wachen jedes Mal mehr Zeit darauf verwandt, das Gesicht im Pass mit dem des Mannes zu vergleichen, der ihn mit immer nervöserer Beflissenheit präsentierte. In dieser beschleunigten Zeit dauert es nicht lange, bis Fotografien veraltet wirken. Ignacio Abel betrachtet sein Foto im Pass und sieht das Gesicht eines Mannes, der ihm selbst fremd geworden und, im Grunde genommen, auch nicht sympathisch ist, ihn nicht einmal wehmütig macht. Wehmut, oder besser eine Sehnsucht, die so körperlich ist wie eine Krankheit, hat er nach Judith Biely und nach seinen Kindern, aber nicht nach der Person, die er vor einigen Monaten gewesen ist und weniger noch in der Zeit vor dem Krieg, die ganz normal war, während man sie erlebte, in der Erinnerung jedoch unerträglich. Der Unterschied liegt nicht allein im Zustand der Kleidung, sondern im Blick. Ignacio Abels Augen haben Dinge gesehen, die der Mann auf dem Foto nicht für möglich gehalten hat. Seine Selbstsicherheit ist Anmaßung; schlimmer noch: Blindheit. Einen Schritt vor dem Hereinbrechen der Zukunft, die alles umstürzen wird, ahnt er nichts von ihrer Nähe und ist unfähig, sich ihren Schrecken vorzustellen.

Exakte Details: Der Pass ist demselben Verfallsprozess unterworfen wie Kleidung und Koffer, er ist durch zu viele Hände gegangen, hat den unnötig harten Anprall vieler Gummistempel aushalten müssen. Der Ausreisestempel aus Spanien trägt in roter und schwarzer Stempelfarbe die schlecht lesbaren Initialen der Iberischen Anarchistischen Föderation, und sieht man genauer hin, entdeckt man den Abdruck schmutziger Finger. Die Hände des französischen Gendarmen, der ihn nur wenige Meter weiter inspizierte, waren bleich und knochig, mit glänzenden Fingernägeln. Die Finger blättern so widerwillig durch den Pass, als wäre er etwas Ansteckendes. Auf der spanischen Seite hatte der anarchistische Milizionär Ignacio Abel mit bedrohlichem Glanz in den Augen, mit Sarkasmus, ja,

Verachtung angestarrt und ihm zu verstehen gegeben, dass er ihn für einen Drückeberger und Deserteur hielt und ihn zwar passieren ließ, doch bis zum letzten Moment noch von seiner Befugnis Gebrauch machen konnte, ihm den Pass, der für ihn keine Geltung besaß, aus der Hand zu reißen. Der französische Gendarm hatte ihn erhobenen Hauptes über dem steifen Uniformkragen mit unbewegter Miene angestarrt, ohne ihm dabei in die Augen zu schauen, ihn dieses Privilegs für würdig zu erachten (es bedarf einiger Übung, jemandem ins Gesicht zu sehen, ohne einen Blick mit ihm zu wechseln). Der französische Stempel, mit einem Griff aus braunglänzendem Holz, traf den aufgeschlagenen Pass mit dem schnalzenden Geräusch einer Stahlfeder. An jeder Grenze gibt es jemanden, der sich Zeit lässt beim Studieren eines Passes oder sonst eines Papiers, das zu fordern ihm in den Sinn kommt, der einen über den Brillenrand hinweg argwöhnisch mustert und sich einem Kollegen zuwendet, unverständliche Worte murmelt oder hinter einer Tür verschwindet und das mit einem Mal verdächtige Dokument mitnimmt; jemanden, der sich zum Wächter aufschwingt, zum Herren über die Zukunft jener, die warten müssen, der einige durchlässt, andere aus unerforschlichen Gründen zurückweist, der sich in aller Ruhe eine Zigarette anzündet oder dem Kollegen am Nebentisch einen Witz erzählt, bevor er sich wieder dem Schalterfensterchen zuwendet und einen weiteren abschätzenden Blick auf den Wartenden wirft, auf den, der sich am Rande der Rettung oder der Verdammnis weiß, des Ja oder des Nein.

Gerade heute ist der Feind vielleicht in Madrid einmarschiert, und der Pass ist nichts mehr wert. Auf dem Boden des Hotelzimmers, neben dem Bett, hat Ignacio Abel eine zerfledderte Zeitung liegen lassen, die das Zimmermädchen in den Müllsack werfen wird, ohne sie eines Blickes zu würdigen. INSURGENTS ADVANCE ON MADRID. Die Meldung ist drei

Tage alt. INCENDIARY BOMBS ON A BATTERED CITY. Im Radio auf der Kommode hat er in den späten Stunden einer schlaflosen Nacht Nachrichten gehört, hastig verlesen von einer nasalen, aufgeregten Stimme, sodass er nur das Wort Madrid verstanden hat. Zwischen der Musik der Werbung und dem statischen Pfeifen des undeutlich zu empfangenden Senders klang der Name wie der einer fernen, exotischen, vom Feuerschein der Bomben erleuchteten Stadt. Vielleicht ist sein Haus zu dieser Zeit nur noch eine Ruine, und das Land, zu dem der Reisepass gehört und von dem seine rechtliche Identität abhängt, existiert gar nicht mehr. Aber wenigstens standen die Worte Spanien oder Krieg oder Madrid nicht auf den Titelseiten der Blätter, die er aus den Augenwinkeln frisch ausgestellt an einem der Zeitungskioske im Bahnhof gesehen hat. Er schaut auf Pfeile und Hinweisschilder, hört im Vorbeigehen Fetzen banaler Gespräche, die er durchschaut, die sich auf ihn zu beziehen oder böse Ahnungen zu bestätigen scheinen. Er schaut jeder einzelnen Frau ins Gesicht, nicht weil er die Hoffnung hegt, plötzlich Judith Biely vor sich zu sehen, sondern weil er gar nicht mehr anders kann, als nach ihr Ausschau zu halten. Trotz seiner Eile, der Angst, den Zug zu verpassen, findet er würdige Blicke für die Form und Dimension der Architektur, die aufstrebende Kraft der Stahlträger, den Rhythmus der Bögen. *Das Reine, Richtige.* Das reife Licht des Nachmittags fällt diagonal durch die Bogenfenster der Kuppel und zieht in gleichen Abständen breite, staubflirrende Lichtbahnen über die Köpfe. Er will einen Dienstmann in dunkelblauer Uniform und roter Mütze etwas fragen, doch seine Stimme geht im Tumult unter, und seine Geste wird nicht bemerkt. Ein Strom von Menschen drängt in Richtung eines Durchgangs, über dem ein großes Schild hängt, darunter ein Pfeil: DEPARTING TRAINS.

Wie lange schon hat er niemanden mehr seinen Namen aussprechen hören! Wenn niemand dich erkennt und niemand deinen Namen nennt, hörst du nach und nach auf zu existieren.

Er hat sich umgedreht, obwohl er weiß, dass ihn unmöglich jemand gerufen haben konnte, doch für einige Sekunden hat ihm ein impulsiver Reflex versichert, was sein klarer Verstand verneinte. Die Stimmen der Vergangenheit, die, die ihn auf seiner Flucht einholen, verdichten sich zu einem Brausen, so gewaltig wie das unter den Bogenfenstern und Eisenbögen der Pennsylvania Station. Die räumliche und zeitliche Ferne ist seine akustische Kamera. An einem Sonntag im Juli ist er im Haus in den Bergen nach dem Mittagessen eingeschlafen, und er hört die Stimmen seiner Kinder, die vom Garten her nach ihm rufen, aus der Richtung, aus der in seinem Traum das Quietschen der rostigen Schaukel kam. Sie sagen ihm, dass es Zeit sei, dass der Zug nach Madrid bald komme. Er hat den Hörer des Telefons abgenommen, das in der Mitte des langen Hausflurs steht, und die ausländisch klingende Stimme, die seinen Namen ausspricht, ist die von Judith Biely. Er hat sich in den Markisenschatten des Cafés neben dem Europa-Kino in der Calle Bravo Murillo geflüchtet und tut so, als würde er die Stimme nicht hören, die hinter ihm seinen Namen ruft, die Stimme von Professor Rossmann, seinem alten Lehrer aus dem Bauhaus in Weimar. Er hat überhaupt keinen Grund, ihm aus dem Weg zu gehen, aber er will ihn nicht sehen. Er weiß nicht, dass dies das letzte Mal sein wird, dass er ihn lebend antrifft, an diesem Vormittag im September; das letzte Mal, dass Professor Rossmann auf einer Straße mitten in Madrid seinen Namen ruft. Die Stimme geht in einem Chor martialischer Hymnen unter, die, von wüsten Trommeln und Trompeten begleitet, aus den aufgestoßenen Türen des Kinos dringen, zusammen mit dem Schwall von Dunkelheit und dem Geruch von Reinigungsmittel. Aber dann ist sie wieder da, spricht noch einmal seinen Namen, als ihm Professor Rossmann die Hand auf die Schulter legt, mein lieber Professor Abel, so eine Überraschung, ich dachte, Sie seien schon in Amerika.

Akustische Wahnbilder (nur die Stimme, die jenseits der verschlossenen Tür seinen Namen rief, hat er nicht geträumt: *Ignacio, um Himmels willen, mach auf, sonst bringen sie mich um*). Ignacio Abel vermutet im menschlichen Hirn einen Instinkt, der vertraute Stimmen zu hören verlangt, damit das Bewusstsein seine Verankerung in der Wirklichkeit nicht verliert, der nachgemachte Stimmen erzeugt, wenn der Hörnerv lange Zeit keine Signale mehr empfangen hat. Er hat sie in diesem Sommer in Madrid gehört, nachts im dunklen Haus, das, seit Anfang Juli unbewohnt, so viel größer wirkt, nachdem die Dienstmädchen die meisten Möbel und Lampen zum Schutz vor dem Staub mit weißen Tüchern abgedeckt haben, die er, seit mehreren Monaten allein, abzunehmen sich nicht die Mühe gemacht hat. Er glaubte, im Bügelzimmer am anderen Ende des Hauses das Radio zu hören, und brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass das nicht möglich war, oder dass seine Erinnerung den Klang eines Radios aus der Nachbarschaft manipuliert und aus einem Echo der Vergangenheit eine gegenwärtige Wahrnehmung gemacht hatte. Er glaubte Miguel und Lita zu hören, die sich in ihrem Zimmer stritten, oder Adela, die gerade ins Haus gekommen war und die Tür hinter sich ins Schloss fallen ließ. Die Kürze des Täuschungsmoments und auch das unerwartete Auftreten verstärkten noch dessen Intensität. Vor allem, wenn er sich in einem unruhigen Schlaf verlor, konnte es jederzeit passieren, dass er Judith Bielys Stimme seinen Namen flüstern hörte, so nah, dass er den Hauch ihres Atems und die Berührung ihrer Lippen an seinem Ohr spürte.

In Paris, an seinem ersten Morgen fern von Spanien und immer noch erstaunt, sich in einer Stadt zu befinden, die keinerlei Spuren eines Krieges zeigte, waren zu den aufschreckenden Stimmen noch flüchtige Erscheinungen getreten. Er sah von ferne eine Gestalt, den Umriss einer Person hinter dem Fenster eines Cafés, und war eine Sekunde lang sicher,

einen Bekannten aus Madrid vor sich zu haben. Seine Kinder, von denen er lange nichts gehört hatte, spielten auf einem Sandweg im Jardin du Luxembourg Fußball. Am Tag vor seiner Abreise hatte er sich von José Moreno Villa verabschiedet, der allein und vorzeitig gealtert in seinem winzigen Büro im Nationalpalast über einem verstaubten Aktenbündel gebeugt saß; trotzdem hatte er ihn auf dem Boulevard Saint Germain ein paar Schritte vor sich hergehen sehen, verjüngt, in aufrechter Haltung, bürgerlich elegant wie einige Monate zuvor, in einem seiner geliebten Anzüge aus englischer Wolle, den Filzhut keck in die Stirn geschoben. Eine Sekunde später löste sich die Fata Morgana auf, als er der Person, die sie hervorgerufen hatte, näher kam, und Ignacio Abel konnte kaum begreifen, dass solch eine optische Täuschung überhaupt möglich war. Die Jungen, die im Jardin du Luxembourg spielten, waren viel älter als seine Kinder und sahen ihnen auch gar nicht ähnlich; der Mann, den er für Morena Villa gehalten hatte, war vor einem Schaufenster stehen geblieben und hatte ein nichtssagendes Allerwelts Gesicht, einen geistlosen Blick und trug einen Anzug von mittelmäßigem Schnitt. Hinter dem runden Fensterchen zur Küche eines Restaurants erblickte er eine Sekunde lang – und erstarrte – das Gesicht eines der drei Männer, die in einer Nacht Ende Juli gekommen waren, um sein Haus zu durchsuchen.

Doch die Erfahrung, sich geirrt zu haben, feite ihn nicht vor weiteren optischen Täuschungen: Kurz darauf sah er am Tresen eines Cafés oder auf einem Bahnsteig wieder einen Bekannten aus Madrid, sogar jemanden, von dem er wusste, dass er gestorben war. Anfangs prägen sich die Gesichter der Toten intensiv in seine Erinnerung ein und kehren in Träumen und Sinnestäuschungen des Tages wieder, um sich gleich darauf in nichts aufzulösen. Den ovalen Kahlkopf von Professor Karl Ludwig Rossmann, den er in einer Nacht im September im Leichenschauhaus von Madrid im Licht einer

trüben Glühbirne, die an einem von Fliegen wimmelnden Kabel hing, nur mit Mühe wiedererkannt hatte, sah er eines Tages unter den Passagieren, die an Deck des Dampfers, der ihn nach New York brachte, in der Sonne saßen: Ein kahlköpfiger älterer Mann, Jude vermutlich, lehnte im Segeltuch eines Liegestuhls und schlief mit offenem Mund, den Kopf zur Seite geneigt. Die Toten in seinen Träumen schliefen in einer merkwürdigen Haltung, so schien es, oder sie lachten, oder der Tod überraschte sie im Schlaf, oder sie schlugen die Augen auf und waren schon mehr tot als noch lebendig, oder sie hatten ein Auge offen, das andere halb geschlossen, ein Auge schwarz oder zu Brei geschossen. Jähe Erinnerungen scheinen in seinem gegenwärtigen Blick auf wie irrtümlich in einen Film montierte Bilder, und obwohl er weiß, dass sie falsch sind, kann er sie nicht verscheuchen, ihrem Versprechen und ihrem Gift nicht entgehen.

Auf dem Boulevard, der zum Hafen von Saint Nazaire hinunterführte – am Ende einer langen Reihe von Kastanienbäumen ragte die gewölbte Stahlwand eines Ozeandampfers auf, an der in frisch gemalten weißen Lettern der Name S.S. Manhattan in der Sonne glänzte –, sah er einen Mann mit flächigem Gesicht und tiefschwarzem Haar und mit einem hellen Anzug bekleidet vor einem Café in der Sonne sitzen: Wieder spielte die Erinnerung ihm einen Streich, und es war der Dichter García Lorca, den er an einem Morgen im Juni flüchtig auf dem Paseo de Recoletos in Madrid gesehen hatte, als er mit dem Taxi zu einem seiner heimlichen Treffen mit Judith Biely fuhr. Einem der letzten. Im zeitlichen Abstand sind die Einzelheiten der Erinnerung so unmittelbar wie körperliche Empfindungen: die Junihitze im Taxi, der Geruch vom weich sich wellenden Leder der Sitze. Lorca stand mit lässig gekreuzten Beinen am Marmortresen und rauchte einen Zigarillo, und einen Moment lang dachte Ignacio Abel, der Dichter habe ihn gesehen und wiedererkannt. Gleich darauf bog das Taxi an

der Cibeles in die Calle de Alcalá ein, wo es aus irgendeinem Grund nicht weiterging, wegen eines Leichenzuges vielleicht, denn an den Straßenecken standen bewaffnete Polizisten. Er schaute auf seine Armbanduhr, auf die Uhr am Postgebäude, sah ungeduldig jede einzelne Minute verrinnen, die er von seiner Zeit mit Judith verlor, die ihm gestohlen wurde von der Langsamkeit des Taxis, von der Menge, die dem Begräbnis mit Fahnen und Plakaten folgte und in deren Gesichtern sich politische Trauer spiegelte. Jetzt denkt er an den toten García Lorca und sieht ihn in demselben hellen Sommeranzug, den er an jenem Morgen trug, mit derselben Krawatte und den zweifarbigen Schuhen, tot und zusammengekrümmt wie eine Puppe aus Putzlumpen, in der Haltung, die manche Körper von Erschossenen einnehmen, als ob sie sich zum Schlafen auf die Seite gelegt hätten, die Beine angezogen und den Kopf auf einem halb ausgestreckten Arm ruhend; Schlafende, in einen Straßengraben geworfen oder zusammengesunken vor einer von Kugeleinschlägen zerhackten und mit Spritzern von getrocknetem Blut befleckten Mauer.

Dieselbe Eile wie damals treibt ihn voran, jetzt in Richtung des Unbekannten, eines Ortes, der nur ein Name ist: Rhineberg, eines Hügels über einem Fluss, so breit wie ein Meer, einer Bibliothek, die nicht existiert, die nicht mehr ist als eine Reihe von Bleistiftskizzen und eine Rechtfertigung für seine Flucht; die Eile, die ihn mit Höchstgeschwindigkeit in seinem kleinen Auto durch die Straßen von Madrid zu seinen Pflichten treibt, die ihn noch zu nächtlicher Stunde aufwachen lässt, voller Ungeduld den Tag erwartend, voller Ungeduld über die sich dahinziehende Zeit, die unwiderrufliche Zeitverschwendung, die die unfähige spanische Langsamkeit erzwingt, die Lustlosigkeit, der uralte dumpfe Widerstand gegen jede Art von Veränderung. Jetzt wirkt sie immer noch nach, diese Eile, obwohl sie kein Ziel mehr hat, so wie ein

Phantomschmerz den Amputierten quält; wie ein bedingter Reflex, der ihn einem Ziel entgegentreibt, an dem er Judith Biely nicht finden wird und über den hinaus er nichts sieht: die geträumten und die wirklichen Stimmen, den Minutenzeiger, der sich ruckartig auf allen Uhren der Pennsylvania Station bewegt, die Treppe mit Metallstufen, die zu den hallenden Gewölben hinunterführt, wo die Züge abfahren, den Koffer in der Hand mit den schmerzenden Knöcheln, den Pass in der Innentasche der Jacke, eine Sekunde lang betastet von der Hand, in der er die Fahrkarte hält, den Schaffner, der nickt, als er ihm seinen Bestimmungsbahnhof zuruft und die Stimme verschüttet wird unter den Vibrationen einer Elektrolok, die schön wie die Nase eines Flugzeugs anzusehen und zu erbar- mungslos pünktlicher Abfahrt bereit ist, dabei aufheulend wie die Maschinen und die Sirene der S. S. Manhattan, als sie sich langsam von der Mole löste. Manchmal entschleunigt sich die Hast, aber ihr Druck lässt niemals nach. Die einzige Pause ist die Zeit vor einer Abreise, die Absolution einiger Stunden oder Tage, in denen man sich ohne Gewissensbisse der Passivität des Reisens hingeben kann: sich mit geschlossenen Augen und ohne sich die Schuhe auszuziehen aufs Hotelbett legen, mit angezogenen Beinen auf der Seite und an nichts mehr denken, nicht wieder die Augen öffnen müssen. Doch dann ist die Zeit vorbei, und die Unruhe kehrt zurück: Der Koffer muss wieder gepackt oder vom Gepäckband genommen, die Papiere bereitgelegt werden; sich vergewissern, dass nichts zurückbleibt. Im Moment jedoch, nachdem Ignacio Abel den noch wartenden Zug bestiegen hat, sitzt er unendlich erleichtert auf seinem Platz am Fenster, geschützt, gerettet, zumindest für die nächsten zwei Stunden. Den Koffer hat er auf dem Nebensitz abgestellt, und noch im Mantel tastet er all seine Taschen ab, die Fingerkuppen erkennen Oberflächen, Beschaffenheiten, den harten Umschlag des Reisepasses, die gewölbte Briefftasche, in der sich die Fotos von Judith Biely

und seinen Kindern befinden, sowie das dünne Bündel Dollarscheine, das ihm noch geblieben ist, das Telegramm, das er gleich hervorholen wird, um sich noch einmal die Reiseinstruktionen durchzulesen, der dicke Umschlag mit den zahllosen Blättern von Adelas Brief, den er vielleicht in kleine Stücke hätte reißen sollen, bevor er aus dem Hotel gegangen ist, oder einfach auf dem Nachttisch liegen lassen. Etwas, das er nicht gleich erkennt, ein kartonierter Rand in der rechten Jackentasche, die Ansichtskarte vom Empire State Building mit einem an der Spitze vertäuten Zeppelin, die er vergessen hat in einen der Briefkästen im Bahnhof einzuwerfen, auf denen mit Goldbuchstaben die Namen verschiedener Länder stehen.

Als er jetzt die Beine übereinanderschlägt, bemerkt er, wie schmutzig und abgetragen seine Schuhe sind, denen noch der Staub von Madrids Straßen anhaftet, die handgenähten Sohlen so verschlissen wie die Hosenränder und Hemdmanschetten. Das Spannendste an einem Bauwerk beginnt dann, wenn es fertiggestellt ist, hatte Ingenieur Torroja lächelnd gesagt, als er die Baulichkeitsberechnungen der Gebäude in der Universitätsstadt überprüfte, und dabei eine Brücke mit engen, hohen Bögen gezeichnet, die an ein Bild von Giorgio de Chirico erinnerte: das Vergehen der Zeit, der Zug der Schwerkraft, all die Kräfte, die aufeinander einwirken in diesem prekären Gleichgewicht, das man Stabilität oder Festigkeit nennt, im Grunde aber nicht stabiler ist als ein Kartenhaus und früher oder später zusammenbrechen wird. Entweder durch seine inneren Gesetze, sagte Torroja, an den Fingern abzählend, durch eine Naturkatastrophe – Überschwemmung, Erdbeben – oder durch die Begeisterung der Menschen fürs Zerstören.

Die Tür am Ende des Waggons geht auf, und eine blonde junge Frau tritt ein, schlank, ohne Kopfbedeckung, schaut suchend über die Fahrgäste und macht ein gehetztes Gesicht, als müsse sie wieder aussteigen, bevor sich der Zug in weniger als einer Minute in Bewegung setzt. Einen Moment lang,

kaum mehr als einen Wimpernschlag, erkennt Ignacio Abel ganz deutlich Judith Biely in ihr, erfindet mit der Präzision einer Bauzeichnung, was er so vollkommen intakt in seiner Erinnerung nicht für möglich gehalten hätte, was ist und sich dann in nichts auflöst, als die fremde Frau näher kommt und keinerlei Ähnlichkeit mit ihr hat: das Oval ihres Gesichts, ihre Augenbrauen, ihre Lippen, ihre rotblonden Locken, die er so oft gestreichelt und gerochen hat, ihre rot lackierten Fingernägel, ihre Schultern, muskulös wie die einer Schwimmerin, die biegsame Gestalt mit der schmalen Taille einer Schneiderpuppe im Schaufenster eines Geschäfts oder eines Mannequins in einer Modezeitschrift.

2 Dann ist das Wunder der Erscheinung vorbei. Dass Judith Biely in diesem Augenblick wirklich existiert, erscheint ihm ebenso unwahrscheinlich wie dass sie vor einem Moment den Waggon des gleich abfahrenden Zuges betreten und ihn gezwungen hat, das Melodram ihrer Ankunft in letzter Minute auf dem Bahnhof zu erfinden. Er erinnert sich nicht mehr, wann genau er Madrid verlassen hat, aber er weiß exakt, wie viele Tage vergangen sind, seit er sie zum letzten Mal gesehen hat. Vier Tage lang ist er durch ihre Stadt gelaufen, mit Straßenbahnen gefahren, mit der Metro, in Hochbahnzügen, und nie hat er aufgehört, sie in jeder jungen Frau zu suchen, die ihm entgegenkam oder die er von ferne sah, und die immer neue Enttäuschung hat ihn nicht vor den Wahnbildern des Wiedererkennens gefeit. Auf dem Union Square sah er ein Plakat, auf dem eine Solidaritätsveranstaltung für die Spanische Republik und den glorreichen Kampf des spanischen Volkes gegen den Faschismus angekündigt wurde, und er bahnte sich einen Weg durch die Plakate und Fahnen schwenkende und Hymnen intonierende Menge, allein in der Hoffnung, ihr dort zu begegnen. Vom Schiffsdeck aus sah er die Türme einer Stadt, die sich wie eine leuchtende Steilwand aus dem Nebel schälte, und neben der Angst und dem Schwindelgefühl hatte er nur den einen Gedanken, dass irgendwo in diesem Labyrinth Judith Biely sein konnte. In den endlosen Namensspalten des Telefonbuchs von New York fand er drei Mal ihren Nachnamen, und zwei Mal sagten ihm ungehaltene Stimmen, die er kaum verstand, dass er sich verwählt habe, und beim dritten Mal klingelte das Telefon lange, ohne dass jemand abhob.

Aber der Verstand sondert Bilder und Fiktionen ab, so wie die Mundhöhlendrüsen Speichel absondern: Judith, die ihn in der Bahnhofshalle der Pennsylvania Station sucht, ihn in jedem dunkel gekleideten Mann mittleren Alters zu erkennen glaubt, die trotz ihrer hohen Absätze und ihres engen Rocks die hallenden Eisenstufen mit sportlicher Behändigkeit hinuntereilt, um noch rechtzeitig zu kommen. So hat er sie in Madrid unter allen Reisenden gesucht, die auf die Abfahrt ihrer Schnellzüge warteten in jener Nacht des 19. Juli, die immer noch eine ganz gewöhnliche Nacht sein konnte und nicht eine endgültige Trennlinie in der Zeit, trotz der voll aufgedrehten Radios in aufgerissenen und erleuchteten Fenstern, trotz der grölenden Massen in den Straßen und der Schüsse überall, die man noch mit Fehlzündungen oder Feuerwerksknallern verwechseln konnte. Wenige Sekunden vor Abfahrt des Zuges würde er sie entdecken, ihre blonde Mähne durch eine von starken Scheinwerfern gelblich gefärbte Dampfwolke hinter einem Abteifenster der *Wagons-Lits* erblicken, und wenn auch sie ihn sah, würde sie ihren Entschluss, mit ihm zu brechen und Spanien zu verlassen, aufgeben und in seine Arme fliegen. Kindische Vorstellungen, unbewusst von Romanen und Filmen inspiriert, in denen das Schicksal die Liebenden kurz vor dem Ende doch zueinanderfinden lässt. Musicals, die er mit ihr in riesigen dunklen, neu und desinfiziert riechenden Madrider Kinos gesehen hatte, wo das Gold von Brokat und Balustraden im flimmernden Licht der Leinwand funkelte.

Sie verabredeten sich in einer Loge des Europa-Kinos in der Calle Bravo Murillo, und obwohl es wenig wahrscheinlich war, dass jemand in diesem von der Stadtmitte weit entfernten Wohnviertel sie erkannte, betraten sie das Kino getrennt zur ersten Nachmittagsvorstellung, in die noch nicht so viele Leute gingen. In der belebten, staubigen Straße herrschte die Hitze eines verfrühten Sommers, und die Sonne blendete; kaum war man durch die granatrot gepolsterte und mit

Bullaugen versehene Doppeltür getreten, umfingen einen die künstlichen Wonnen der Dunkelheit und der gekühlten Luft. Sie mussten sich an das Dunkel gewöhnen und suchten einander in den lichtesten Szenen: in der plötzlichen Helligkeit eines Mittags auf dem Oberdeck eines falschen Ozeandampfers, der vor dahinter projiziertem Meer daherzog, mit einer von elektrischen Ventilatoren erzeugten Meeresbrise, die die blonden Locken der Heldin wehen ließ; zwei Millionen Menschen, die am Tag der Arbeit mit Olivenzweigen in den Händen und geschultertem Arbeitsgerät unter den Klängen von Marschmusik durch die Straßen von Berlin marschierten; eine andere, ähnlich ozeanische und genauso disziplinierte Menge, die auf dem Roten Platz von Moskau Waffen, Blumensträuße, Fahnen und Bildnisse schwenkte; Radrennfahrer mit den harten Gesichtern von Landarbeitern, die sich auf den steinigigen Wegen der Vuelta Ciclista die Berge hinaufquälten. Seine Hände suchten im Halbdunkel begierig die ihren, die nackte Haut der Oberschenkel über der straffen Seide ihrer Strümpfe, die köstliche Stelle, an der das Gummi sich leicht ins Fleisch grub; er gab sich den verschwiegenen und schamlosen Zärtlichkeiten ihrer Hand hin, das Aufleuchten der Leinwand erhellte ihr lächelndes Gesicht.

Vor dem kürzlich eroberten Palast des Negus in Addis Abeba paradierten hochmütig blickende italienische Legionäre mit schwarzen Piratenbärtchen und federgeschmückten Tropenhelmen. Nach seiner Vereidigung zum Präsidenten der Spanischen Republik verließ Don Manuel Azaña das Gebäude der Abgeordnetenkammer im Frack, mit einer Schärpe um den massigen Leib und einem absurden Zylinder auf dem Kopf, sein Gesicht ein Ausdruck des Erstaunens, als wohne er dem eigenen Begräbnis bei (Judith hatte den Festzug auf der Straße miterlebt und erinnerte sich an den Kontrast zwischen Azañas farblosem Gesicht und den roten Federbüschen der berittenen Kürassiere, die die offene Limousine eskortierten).

Ginger Rogers und Fred Astaire glitten schwerelos über eine glänzende Bühnenfläche, umschlungen in einer Tanzpose, die exakt jener auf dem grellbunten Transparent über dem Eingang des Europa-Kinos glich.

Die offensichtliche Falschheit des Kinos – Mänder, die sich bewegten, ohne wirklich zu singen; ein Mann und eine Frau, die durch die Straßen einer Stadt gingen, sich unterhielten und im nächsten Augenblick sangen und tanzten und sich vor einem offensichtlich künstlichen Regenguss in Sicherheit bringen mussten – weckte in Judith wahrhafte Gefühle, denen sie sich ohne Vorbehalt hingab. Sie kannte alle Lieder auswendig, sogar die Erkennungsmelodien der spanischen Radiosender, und lernte sie ebenso gewissenhaft wie die alten Romanzen oder die Gedichte von Rubén Darío im Unterricht bei ihrem Lehrer Don Pedro Salinas. Sie sagte ihm die Liedtexte auf Englisch und wollte dafür von ihm wissen, was Imperio Argentina in *Morena Clara* sang; ein Lied, das sie aus einem Grund, den er nicht verstand, genauso mochte wie *Top Hat*. Auf dem Grammofon in ihrem Zimmer erklangen Lieder, die sie aus Amerika mitgebracht hatte, ebenso wie die von der Platte, auf der García Lorca die Argentinierin auf dem Piano begleitete. Dass Judith die wirren Filme mit Zigeunern und Schmugglern und den schrillen Gesang darin mochte, irritierte Ignacio Abel weniger, als dass sich sein zwölfjähriger Sohn Miguel ebenfalls dafür begeisterte. Bevor er sie kennenlernte, hatte sich ihre Gegenwart schon durch Musik angekündigt, die auf so natürliche Weise von ihr auszugehen schien wie ihre Stimme oder der Glanz ihres Haares oder der zwischen sportlich und erdig changierende Duft ihres Parfüms. Eines Abends Ende September betrat Ignacio Abel die Aula des Studentenheims auf der Suche nach Moreno Villa, und in dem leeren Saal spielte mit dem Rücken zu ihm eine Frau auf dem Klavier und sang leise vor sich hin, und das rötlich goldene Licht der untergehenden Sonne, das den

Raum erfüllte, hielt sich in seiner Erinnerung wie in einem Bernsteintropfen gefangen, das Licht des sich neigenden Tages des 29. September.

Es kommt ihm vor, als sei es gestern passiert, und auch, als sei viel mehr Zeit vergangen. Jetzt weiß er, dass die persönliche Identität einem Turm gleicht, der viel zu zerbrechlich ist, um sich aus eigener Kraft zu halten, ohne Zeugen, die sie beglaubigen, und wiedererkennende Blicke. Die Erinnerungen an das, was ihm am wichtigsten ist, sind so fern, als gehörten sie einem anderen Menschen. Das Gesicht auf dem Foto in seinem Pass ist beinahe das eines Fremden: Das Bild, an welches er sich beim Blick in den Spiegel gewöhnt hat, würden Judith Biely oder seine Kinder vielleicht nur mit Mühe identifizieren. In Madrid hat er Gesichter von Menschen, die er seit Langem zu kennen glaubte, über Nacht sich verändern sehen: Gesichter von Henkern oder Erleuchteten oder Fluchttieren oder Rindern, die sich widerstandslos zur Schlachtbank führen ließen; Gesichter, die nur noch aus aufgerissenen, aus Begeisterung oder Panik schreienden Mündern bestanden; Gesichter von Toten, noch halb zu erkennen, halb blutiger Brei nach dem Einschlag einer Gewehrkegel; wächserne Gesichter hinter einem nur von einem Lichtstrahl beleuchteten Schreibtisch, die über Leben und Tod entschieden, während flinke Finger auf einer Schreibmaschine Namenslisten tippten. Wie sieht das Gesicht eines Menschen im Licht von Autoscheinwerfern aus, kurz bevor er tödlich getroffen wird oder sich verwundet im Todeskampf am Boden windet, bis ihm der Pistolenlauf zum Gnadenschuss ins Genick gedrückt wird? Der Tod in Madrid ist manchmal eine jähe Explosion oder ein peitschender Schuss, dann wieder ein zähes Prozedere, das in bürokratischer Prosa und mit mehreren Kohlepapierdurchschlägen verfasste Berichte erfordert, die mit Stempeln und Unterschriften beglaubigt werden müssen.

Und als er nun an jenen Tag vor etwas mehr als einem Jahr zurückdenkt, an dem er Judith Biely zum ersten Mal gesehen hat, kommt auch kaum ein Verlustempfinden auf, weil das Verlorene so vollständig aufgehört hat zu existieren wie der Mensch, der einen solchen Verlust empfinden könnte. Es ist eher die Sorge um eine illusorische Genauigkeit; der Wunsch, durch die Kraft der Einbildung die Existenz einer ganzen Welt zu bezeugen, die ausstrahlt worden ist und nur noch winzige materielle Spuren hinterlassen hat, so zart und zerbrechlich, dass sie bald ganz verschwunden sein werden. Aber er gibt sich nicht zufrieden mit seinen Versuchen, diesem Moment die Qualität des Gegenwärtigen zurückzugeben, ihn von den Zusätzen und Überlagerungen der Erinnerung zu befreien, wie der Restaurator, der mit einfühlsamer Geduld an einem Fresko arbeitet, um ihm den Glanz seiner ursprünglichen Farben zurückzugeben. Er will jeden der Schritte lebendig werden lassen, die ihn, ohne dass er es ahnte, zu dieser Begegnung führten, die ebenso gut nicht hätte stattfinden können; Schritt für Schritt will er den ganzen Nachmittag wieder erstehen lassen, das Präludium, die Stunden, die ihn insgeheim an eine Grenze seines Lebens führten.

Er sieht sich selbst wie in einer Momentaufnahme an einer Zeitgrenze verharrend, so wie ich ihn unter den Menschen in der Pennsylvania Station auftauchen sah, oder wie ich ihn jetzt sehe, leichter im Blick zu behalten, weil er sich nicht bewegt, sich in dem Zug, der sich soeben in Bewegung setzt, in seinem Sitz zurücklehnt, erschöpft, erleichtert, immer noch im Mantel, den Hut auf den Knien, den Koffer auf dem Nebensitz abgestellt. Die Zeichen des Verfalls bleiben einem aufmerksamen Auge nicht verborgen: der schiefe Krawattenknoten und der verschlissene Hemdkragen, der ein wenig angedunkelt ist, nicht so sehr wegen der Hitze des sonnigen Oktobertages mit seinem klaren goldenen Licht, das dem von

Madrid außergewöhnlich ähnlich ist, sondern weil er auf dem Weg zum Bahnhof geschwitzt hat aus Angst, den Zug zu verpassen. Wenn er in Rhineberg ankommt, wird ihn auf dem Bahnsteig Professor Stevens erwarten, den er im vergangenen Jahr in seinem Büro in der Universitätsstadt kennengelernt hat. Er wird sich über die Veränderung wundern, die er an ihm wahrnimmt, und er wird sie mitfühlend den Entbehrungen des Krieges zuschreiben; mitfühlend, aber auch mit einem gewissen Widerwillen, einem Impuls der Ablehnung, den Ignacio Abel vor allem als Unbehagen empfinden wird, wie es die zu große Nähe von Missgeschick hervorruft. Mit einem ähnlichen Gefühl, das er sich in seinem Mienenspiel nicht anmerken zu lassen suchte, hatte Ignacio Abel Professor Rossmann betrachtet, als dieser nach einer qualvollen Reise von Moskau durch halb Europa plötzlich in Madrid auftauchte und so verändert war, dass nur noch die Brille mit den runden Gläsern und dem Schildpattgestell sowie die große schwarze Aktentasche unter dem Arm mit seinem einstigen Aussehen übereinstimmten.

Doch an jenem Nachmittag Ende September 1935 ist Ignacio Abel noch völlig ahnungslos. Am schwersten fällt es ihm, überhaupt eine Vorstellung vom Ausmaß des eigenen Unwissens zu bekommen, wie wenn man den Gesichtsausdruck eines Menschen auf einem Foto von damals betrachtet, sich die lächelnden Gesichter jener anschaut, die auf der Straße flanieren oder sich in einem Café unterhalten; obwohl sie direkt ins Objektiv schauen und es so aussieht, als sähen sie uns an, können sie nicht über die Grenze der Zeit hinwegschauen, sehen sie nicht, was ihnen zustoßen wird, was in ihrer unmittelbaren Nähe vielleicht schon geschieht, ohne dass sie es bemerken oder auch nur ahnen, dass dieser ihnen allen gemeinsame Tag eine unheilvolle Bedeutung in den Geschichtsbüchern einnehmen wird. Ignacio Abel, so in Gedanken versunken, dass ihm nicht auffiel, dass er der Letzte



Antonio Muñoz Molina

Die Nacht der Erinnerungen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 1008 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74600-2

btb

Erscheinungstermin: Juni 2013

Von später Liebe und Verrat in Zeiten des Krieges.

Madrid, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs: Ignacio Abel, ein erfolgreicher Architekt, beginnt eine leidenschaftliche Affäre mit der attraktiven Amerikanerin Judith Biely. Als Ignacios Frau das Verhältnis entdeckt, versucht sie, sich umzubringen. Judith, geschockt und geplagt von Gewissensbissen, verschwindet spurlos. Auf der Suche nach ihr irrt Ignacio durch die Straßen von Madrid, in denen die politische Lage sich zuspitzt. Wie durch ein Wunder gelingt es ihm, einem Erschießungskommando zu entkommen und nach Amerika zu fliehen. Dort trifft er überraschend Judith wieder, mit der er eine letzte Nacht verbringt, die große »Nacht der Erinnerungen«.